Der Führer

Von Lucius.

„Ja, also was sagst Du dazu?“ sagte der alte Herr und hielt der Gattin mit zitternden Fingern den Fremdenführer hin. „Der Führer sieht für Berlin nur vier Tage vor. Hier: Erster, zweiter, dritter, vierter Tag. Wir wollten doch aber fünf Tage von Hause wegbleiben. Was machen wir nun mit dem fünften Tag?“

„Ich weiß es nicht, Oskar“, sagte die kleine Dame mit rührender Hilflosigkeit. „Du hast ja die Reisepläne ausgearbeitet.“

Ach, sie begriff ihren Mann ja eigentlich gar nicht. Saß es sich denn nicht gemütlich bei einer Tasse Kaffee in dieser lauschigen Ecke, während die Musik spielte und das ewige Gehen und Kommen in dem Lokal sich ihren Augen wie ein Schauspiel bot? Mußte man denn ruhelos von einem Museum in das andere, vom Funkturm in die Ausstellungshallen, vom Schloß in den Dom, vom Rathaus in die Gemäldegalerie wandern — sowie es der Führer vorschrieb? Aber sie war gewöhnt, sich ihrem Mann zu fügen.

„Heute abend haben wir noch die Oper unter den Linden zu besuchen, dann ist Schluß. Unwiderruflich Schluß. Es folgt nichts mehr.“ Er blätterte bei diesen Worten die letzten Seiten des Führers durch und hörte erst auf, als er bei der mit Anzeigen bedeckten Umschlagseite angelangt war. Dabei irrten seine Augen ganz ängstlich über die Seiten hin, ob er nicht irgendetwas entdecken konnte, das vergessen war und den letzten Tag ausfüllen half. Aber nein, es fehlte nichts. Es war gewissenhaft alles absolviert.

„Ich bin ratlos“, murmelte er vor sich hin. „Wenn wir wenigstens nicht unsere Bertha fortgeschickt hätten und ihr nicht den Schlüssel mitgegeben hätten! Dann könnten wir morgen schon nach Hause fahren. Aber nun können wir ja nicht in unsere Wohnung hinein.“

Er schloß den Führer und starrte trübe vor sich hin. Vor seinen Blicken stand ein Tag, ein unausgefüllter Tag, für den nichts vorgeschrieben war, an dem das Schicksal die Leine, an der es die beiden Alten führte, lockerte und sie sich selber überließ. Und vor diesem Tag mit seiner Leere hatten sie Angst. Er wuchs vor ihnen ins Unermeßliche, drohend Große, ins Nicht-enden-wollende. Was würden sie anfangen, wenn sie des Morgens — ach, wie früh erwachten sie stets in den ungewohnten Hotelbetten! — aufgestanden waren, das Frühstück verzehrt hatten und man im Hotel darauf wartete, daß sie ihrer Wege gingen?

Bedrückt standen sie vom Tisch auf und gingen. Bedrückt saßen sie in der Oper. Nun begriffen sie etwas von dem Schicksal, das da auf der Bühne so hart und grausam auftrat. Der ganze mit Möglichkeiten und Zufällen so reich gefüllte Zeitenschoß eröffnete sich vor ihren Blicken. Was schloß ein Tag nicht alles in sich ein! Wie leicht wurde man aus der Geborgenheit des Alltags hinausgeworfen! In dem grausigen Bühnengeschehen sahen sie es klar: das Schlimmste ist — führerlos sein ...

Erdrückt von der Wucht der Tragik, die sie geschaut hatten, legten sie sich zu Bett. Träume quälten sie, und mehrmals weckten sie einander mit der bangen Frage: „Fehlt Dir etwas?“

Beim ersten grauen Tagesschimmer aber berührte der Mann mit einem Male zart und behutsam seine Frau an der Hand. „Ich weiß jetzt“, flüsterte er, „was wir machen. Wir fangen heute den ersten Tag noch einmal an.“

Wie eine Erlösung kam es über sie. Plötzlich stand vor ihnen freundlich und gefällig der neue Tag, dieser fünfte Tag, der nicht im Führer enthalten war. Und sie schliefen beruhigt und zufrieden wieder ein.

Lächelt nicht! Es ist gewiß keine Kleinigkeit: das Maß von Führung, das ein jeder in seinem Leben braucht, und die bange Frage, ob er es findet ...

Ein Abenteuer

K. E. Schönfeld.

„Jungens“, sagt Krischan, „das war heute ein Abenteuer! Komm ich da in der Dämmerung an einer Villa vorbei und seh' dort 'nen Hund auf der Treppe liegen mit 'nem Kopf wie ein eingeschrumpelter Apfel. Krischan, sag' ich zu mir selber, das gibt wohl noch ein Geschäft.

Ich seh' mich also rechts und links um, aber weit und breit kein Mensch zu sehen. Ich also auf den Zehenspitzen am Hund vorbei die Treppe hinauf, ohne ihn aufzuwecken. Oben fang' ich an zu klagen und zu jammern, was meine Lungen hergeben und stürze dann schnell durch die Tür ins Haus, wo ich mit einem Mädchen am Waschschaff zusammenpralle.

„Hilfe“, schrie ich, „Hilfe, der Hund!“

„Welcher Hund?“ fragt aus dem Nebenzimmer eine Stimme.

„Nun, Ihr Hund.“ antworte ich kläglich. „Oder ist das etwa nicht Ihr Hund, der da im Garten auf der Treppe liegt?“

„Ja, der gehört meinem kleinen Sohn. Was ist mit ihm?“

„Gebissen hat mich die Bestie. Nein, lachen Sie lieber nicht. ich kann buchstäblich nicht mehr auf meinem Bein stehen vor lauter Schmerzen, das wird sicherlich eine schlimme Geschichte.“ Bei diesen Worten sinke ich auf den nächsten Stuhl nieder, fahre aber sogleich mit dem Schmerzensschrei wieder in die Höhe.

„Sind Sie denn an der Stelle gebissen worden?“ fragt die Stimme wieder.

„Das nicht“, sage ich, „aber ich glaube, auf dem Stuhle liegt ein Igel.“

„Ach wo,“ antwortet eine Frauenstimme, „es ist nur mein Nadelkissen.“

„So, das Nadelkissen“, sage ich, „da entschuldigen Sie nur, und dabei entferne ich mühsam die verschiedensten Gegenstände von meinem verlängerten Rücken.

„Was nun aber Ihren Hund betrifft“, sage ich dann weiter, „so möchte ich fragen, was der Herr so von dem Schadenersatz denkt. Wie wäre es mit 20 Mark. — Aber der Herr sieht mich so an, also sollen 10 Mark genug sei. Aber weniger als 10 Mark nehme ich nicht“, und dabei jammere ich herzzerreißend.

„Mine“, ruft da der Herr in die Küche, „bringen Sie doch den Hund mal herein, wir müssen ihn doch wenigstens dem Opfer gegenüberstellen.“

Mine trägt also den Hund, der noch immer schläft, auf den Armen herein.

Wie er nun immer noch kein Glied rührt und ich ihn deshalb näher ansehe, da wird es mir plötzlich gar nicht mehr lächerlich zu Mute, denn Jungens, was meint ihr wohl, der Hund war ja von Stoff — aber naturgetreu sag' ich Euch, naturgetreu! — Jungens Jungens, war ich aber schnell zum Haus hinaus, indessen sie sich drinnen den Bauch hielten vor Lachen.

Na, war das vielleicht kein Abenteuer, hä?

O goldene Jugend

Weißt du denn, was es heißt: Jung sein, — Schwungkraft in den Adern spüren, den Sinn voll himmelstürmender Pläne, das Herz voll Hoffnung zu baden? Welche Wonne in dem Bewußtsein liegt, mitten drin zu stehen in der köstlichen Spanne des Lebens, in der goldenen Jugendzeit!

O sie ist einzig schön und beglückend die Jugend, die Maienzeit des Lebens, mit ihren Träumen und Hoffnungen, ihren Wünschen und Idealen ihrer Begeisterung für alles Gute, Schöne und Edle auf Erden. Begehrend möchte sie nach den Sternen greifen, die Welt aus den Angeln heben und Wunderwerke an Tatkraft vollbringen, wie die Helden der Vorzeit. — Wo sie wandelt, da ist ihr Weg voll Sonne, da blühen Rosen der Freude auf, da werden Lieder wach beim Lautenklang. Da herrscht quellfrische Heiterkeit. Lachen und Jauchzen und überschäumende Lebenslust! Aber auch eifriges Streben und Ringen, tapferes Wollen und tatkräftige Entschlossenheit durch rastlosen Fleiß und Energie das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Da werden alle Kräfte und Muskeln angespannt, um beim Wettlauf in Sport und Spiel die Siegesgaben zu gewinnen.

Im Herzen unserer Jugend ist Deutschlands Zukunft verankert. Freue dich, berufen zu sein zur tätigen Mithilfe am Wiederaufbau des Vaterlandes; dein Teil beizutragen, daß Deutschland wieder erstarke und zu Ehren und Ansehen gelange. Und sei darauf bedacht, das Erbe der Väter zu hüten, es neu zu erwerben, um es zu besitzen.

Gott und das Vaterland sind die Quellen unserer Kraft. Laß sie stark werden in deinem Herzen und die Zukunft wird dir gehören. Nütze die Jugendzeit, denn sie ist flüchtig, wie ein Morgentraum. Noch ist sie dein, die Maienzeit des Lebens, nie kehrt sie wieder!

J. M.

Sprüche der Lebensweisheit

Die Hülle nicht, nur was sie deckt,
Das sei von dir geehrt,
Denn oft in schlichter Scheide steckt
Ein Stahl von hohem Wert.

—

Unschuldige Augen zieht das Kreuz an.
Schuldige erschreckt es, darum mag Mancher es nicht sehen.

—

Schick' nicht ins Leben spähend deine Blicke,
Das Glück erwartend mit der Sehnsucht Pein.
Bau dir zum Glück mit eigner Hand die Brücke
Beglücke du, so wirst du glücklich sein.

—

Zeige bei trübseliger Zeit dich tapfer
Und von unerschüttertem Mut: doch lern' auch,
Schwellt ein allzu günstiger Wind dein Segel,
Klüglich es einzuziehen!

—

Es ist leicht zu verachten, aber zu verstehen ist viel besser.

—

Zur Besserung ist es nie zu spät.

—

Ein jeder Wechsel schreckt den Glücklichen.

—

Willst du treffen, so triff gewiß, oder du wirst getroffen.

—

Alles, was Schönes die Erde gebar,
Muß sich im Wechsel erneuern!
Blühten die Rosen das ganze Jahr,
Würden sie wen'ger uns freuen.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 26 Sonntag, den 23. Juni Jahrgang 1929

Wünsche werden gern berücksichtigt ...

Stille im Zimmer. Nur die Uhr tickte in gleichmäßigem, beruhigendem Takt.

Der Mann mit den ergrauten Schläfen sah von der Zeitung auf und warf einen forschenden Blick auf die Frau, die in einer halbdunklen Nische saß, die Arme hinter dem Kopf verkreuzt, und träumte. Er öffnete den Mund, als ob er sprechen wollte, doch dann besann er sich und sah wieder in die Zeitung. Nach einer Weile hüstelte er. Er faltete die Zeitung zusammen, strich sie sorgfältig glatt und legte sie auf den Tisch. Er stand auf und ging einige Schritte hin und her.

„Gewiß, der Anschaffungspreis für ein Automobil ist erschwinglich“, sagte er. „Die Unterhaltungskosten aber sind hoch. Garage, Chauffeur, Steuer, Versicherung, Amortisation, Reparaturen. Da kommt eine erkleckliche Summe heraus. Und es ist gerade jetzt schwere Zeit.“

„Aber Edgar, es ist nur ein Wunsch“, sagte sie.

Er zog ein Papier aus der Tasche.

„Hier habe ich mir eine Aufstellung machen lassen.“

Sie sprang auf. „Ach nein, wirklich?“ Sie nahm ihm den Zettel aus der Hand. „So viel? Komm, wir setzen uns hin und sehen, was wir streichen können. Denn das ist natürlich zu viel.“

Sie setzten sich nebeneinander an den Tisch. „Also zunächst ist der Wagen viel zu teuer. Für zwei Drittel der Summe bekommst Du auch ein schönes Automobil. Garage — daran ist nichts zu ändern. Chauffeur — streichen wir. Ich fahre selbst. Siehst Du, dann vermindern sich die Unkosten schon fast um die Hälfte. Steuer, Versicherung — alles ermäßigt sich bei einem billigeren Wagen. So, dann kommt das heraus. Ist das zu viel?“

„Bei unserer gegenwärtigen Lage immer noch eine Belastung.“

Also dann so!“ Sie nahm das Papier, zerriß es in mehrere Streifen und ließ sie zu Boden flattern. „Siehst Du, nur ein Wunsch.“

Dann küßte sie ihn. „Du hast doch eine vernünftige Frau, nicht wahr? Sag, hab ich Dir das Leben je schwer gemacht?“

Er sah ihr in die Augen. Dann zog er sie an sich und küßte sie.

— — —

Zu ihrem Geburtstag erlebte Frau Charlotte eine Ueberraschung. Ein Automobil hielt vor ihrer Tür, ein eleganter Sechssitzer. Ein Chauffeur in einer Livree saß am Steuer. Sie schrie auf, als sie das erblickte. Dann lief sie zu ihrem Gatten, umhalste ihn und bedeckte ihn mit Küssen. „Ach, Edgar, Du weißt nicht, wie ich das ersehnt habe. In diesen Mietswagen sitzen, wo Tausende vor mir gesessen haben, wo Zigarettenstummel von fremden Leuten liegen und Butterbrotpapiere — ach, mit einem wahren Ekel setze ich mich in solche Wagen hinein. Du, jetzt beginnt erst das Leben! Ist es Dir recht, so bringe ich Dich heute in das Kontor.“

Er lächelte über ihre Ueberschwenglichkeit. Mit tiefer Befriedigung empfand er es, wie sie sich um ihn bemühte, ihm Kaffee einschenkte, ihm die zärtlichsten Worte gab, wie ein Kind ganz außer sich vor Freude, doch darin mischte sich ein Gefühl, als hätte er etwas Unverantwortliches getan, sich über die Gepflogenheiten des gewissenhaften Kaufmanns hinweggesetzt, als er diesen teuren Wagen erstand.

Als sie vor dem Geschäft angekommen waren, bestand sie darauf, ihn bis in sein Arbeitszimmer zu begleiten. Sie rümpfte die Nase, als sie eintrat. Schlechte Kontorluft kam ihr entgegen. Ein einziges Fenster ließ dürftiges Licht hinein, so daß auch am Tage die elektrische Lampe auf dem Schreibtisch brannte. Sie belauschte einen Haufen von Briefen, Rechnungen, Papieren, die neu eingelaufen waren und der Erledigung harrten.

„Wie kannst Du es hier aushalten?“ sagte sie entsetzt. Und nicht einmal ein Sessel? Ein harter Holzstuhl nur? Warum machst Du es Dir nicht bequem?“

Er versuchte zu scherzen. „Sparen, meine Liebe, sparen. Bureaueinrichtungen sind teuer.“

„Die Gardinen sind auch schon schlecht. Und die Schränke —“

Er hatte schon einige Briefe, die zu oberst lagen, geöffnet. Eine Wolke zeigte sich auf seiner Stirn. Er klingelte.

Ein junger Mann trat ein.

„Machen Sie alles fertig zum Diktat. Der Brief eilt.“

Er wandte sich zu seiner Frau. „Entschuldige, Liebste. Du siehst die Haufen von Korrespondenz. Ich muß an die Arbeit.“

Er brach indessen schon weitere Briefe auf. Sein Gesicht wurde immer sorgenvoller dabei. Es verlor seine frische Farbe. Falten gruben sich tief in die Stirn.

Sie sah die Veränderung und erschrak. „Ich bleibe noch,“ sagte sie. Sie warf den Mantel von sich und setzte sich in eine Ecke.

Er schien kaum zu bemerken, daß sie da war. Er hielt mehrere Briefe zugleich in der Hand und sprach schon die ersten Worte des Diktats halblaut vor sich hin, während der junge Mann hereintrat und sich ihm gegenüber setzte, um das Diktat aufzunehmen.

Es waren Bitten um Stundung von Zahlungen, die unter ausführlichen Begründungen erhoben wurden. Dann kamen eigene Mahnbriefe, Bestellungen, Reklamationen, Eingaben an Behörden und Steuerämter — kurz, ein ganzer Kampf ums Dasein gewann hier Gestalt auf dem Papier.

Die Gestalt des Diktierenden sank indessen mehr und mehr zusammen. Der Kopf vergrub sich fast in den sich häufenden Papieren. Ein nervöser, gepeinigter Zug schlich sich um den Mund, der ein Wort nach dem andern von sich stieß. Auf der Stirn hockte die Sorge, und die grauen Schläfen schoben sich heraus. Dazwischen klingelte das Telephon, kamen Leute mit Anfragen. Ein kurzes Lugenschließen, ein Besinnen, dann wurde eine Entscheidung gegeben.

Endlich war das letzte Schreiben beantwortet. Der junge Mann verschwand. Der ältere aber saß erschöpft da, er wischte sich den Schweiß von der Stirn, seine Augen blickten wie abwesend umher und blieben erstaunt an der Frau hängen, die in dem halbdunklen Winkel saß.

„Du bist noch hier?“ Entschuldige —“

Mühsam erhob er sich. Er stützte sich mit der einen Hand auf den Tisch. Und während er dann näher kam, war es ihr, als träte ein Fremder auf sie zu.

Sie schrie leise auf. „Du taumelst ja.“

„Ja, es nimmt mich mit.“

Sie stützte ihn. „Warum nimmst Du Dir nicht eine Hilfe?“

„Das Geschäft trägt es nicht.“

„Aber Du arbeitest Dich ja auf.“

Er machte nur eine hilflose Geste.

Sie führte ihn zu seinem Platz zurück. Vor ihrem Auge stand jetzt der Wagen, der unten auf sie wartete, elegant, mit Polstersitzen, Blumen an den Fenstern, — zu einer Spazierfahrt.

Sommer-Sonnenwende

Sonnwendfeuer auf den Höhen
Leuchten durch die stille Nacht,
Linde Sommerlüfte wehen
Und die Wellen rauschen sacht.

In den Wassern widerspiegelt
Sich der rote Flammenschein,
Und die Zeit so rasch beflügelt
Taucht die leichten Schwingen ein.

Tage, ach! so wundervolle,
Ganz in Blumenduft gehüllt,
Wo auch aus der kleinsten Scholle
Leben, Liebe, Segen quillt.

Grüne Lauben, Rosenhallen,
Wo die Liebe träumt und wacht,
Jubelrufe, Hörnerschallen,
Wie zum Tage wird die Nacht.

O, daß ich sie könnte halten
In dem schnellen Flug doch auf! —
Wenn die Rosen sich entfalten,
Wendet sich der Sonne Lauf.

Wenn ich diese Feuer sehe,
Mich durchzuckt ein tiefer Schmerz,
Mitten auf des Sommers Höhe
Klopft der Winter leis ans Herz.

Thekla Schneider.

Ein ehrliches Gefühl der Empörung kam in ihr auf.

„Warum kauftest Du denn den Wagen?"

„Den Wagen? Ja, Du wolltest ihn doch —"

„Ich wollte ihn? Wann?"

„Es war doch Dein Wunsch —"

„Ja, ein Wunsch, weiter nichts. Wann hätten Frauen nicht Wünsche? Aber verpflichten Wünsche denn? Ist etwas Schlimmes dabei? Wenn ich mir ein Paradies wünsche, bist Du verpflichtet, es mir zu schaffen?"

Er sah sie groß an. Dann erhob er sich. „Wißt Ihr, was Eure Wünsche sind? Sie sind Pfeile, die an uns vorbei in eine unsichtbare Ferne abgeschossen werden und die uns im Vorbeistreifen verwunden. Sie sind Hammerschläge auf unser Herz, die wir als unablässige Erprobung empfinden. Die Angst, Euch nicht zu genügen, die Sorge um Euer frohes Angesicht, wenn wir heimkehren, das gibt Euren Wünschen keimende Kraft, sie wachsen in uns mit Naturnotwendigkeit zur Erfüllung, Wünsche sind Suggestionen, und zwar gefährliche . . ."

Wiederum erschien der junge Mann. Er trug neue Eingänge in der Hand.

Der Prinzipal nahm Platz. Er öffnete den ersten Brief. „Auf Ihr wertes Schreiben vom siebenten des Monats . . ." begann er mit brüchiger Stimme zu diktieren.

Frau Charlotte legte den Mantel an und schritt stumm hinaus. Hinter ihr verklangen, müde und resigniert gesprochen, die letzten Worte eines Diktats: „Wünsche werden gern berücksichtigt . . ."

E. A. Stein.

Meine Wiege

Aus dem Tagebuch eines Schwarzwälder Dorfbuben.

Von Johannes Wunsch, Freiburg i. Br.

Heute will ich aber meiner alten Wiege gedenken, jener lieben, trauten Wiege, die mir so manches süße Schlummerstündchen verschaffte, da ich noch von Engeln Gottes bewacht und von treuer Mutterliebe geherzt und gepflegt im Kinderhimmel lebte. —

Ja, du meine alte Wiege! Du kanntest nichts von modernen Neuerungen, die nur Unglück bringen und die Menschen nicht glücklich machen können. Du warst mir Ruhestatt in seligen Tagen; ein Friedensreich im Weltgetümmel; eine Blumeninsel im Meeressturm!

Beharrlich hast du deinen Platz behauptet im lieben, altmodischen Schwarzwälder Wohnstübchen. —

Meine Wiege! Einfach von Holz gezimmert, ohne Schmuck, ohne Zierrat, ohne unnötigen Ballast, wie er den hochmodernen Kinderwagen anhängt. Ach, geht mir weg mit den neumodischen Kinderwagen, die das sanfte Schaukeln so einer recht alten Holzwiege nicht kennen! —

Meine liebe Wiege! Jetzt stehst du verlassen auf der Bühne meines Elternhauses daheim im wilden Murgtal; jetzt träumst du den Traum des Glücks von ehemals, da strampelnde Beine und Arme in dir herumfuchtelten zum lieben Schrecken des lieben Mütterchens und zum Ergötzen des guten Vaters! Ja, der Vater! Er mußte dich oft in Bewegung setzen, ob er wollte oder nicht. Das war seine Erholung, meine aber auch! —

Alte holde Wiege, sanfte Schlummerstatt des jungen Weltenbürgers! Vom Urgroßvater auf den Enkel herab, hast du alles Leid, alle Freuden miterlebt in der ganzen Familie. Du warst Zeuge so vieler schlaflosen Nächte der seligen Mutter, die an dir wachte, den Atem anhaltend über dem zarten Menschenkind, das in dir ruhte. Du warst Zeuge so vieler glückseliger Augenblicke, da Vater und Mutter vor dir standen, ihren Buben betrachtend, der in dir sein wildes Unwesen trieb, seine ersten Kraftanstrengungen machte, an dir emporkletterte und immer höher hinaus wollte. Du warst Zeuge des seligen Entzückens, als der Knabe sein erstes Lächeln kundgab zum hellen Frohlocken der Eltern, als er seine ersten Worte herauslallte in die traute alte Stube mit den schönen kleinen Butzenfensterchen. —

Meine Wiege! Ich habe dich also doch nicht vergessen. Ich bin dir treu geblieben und du mir auch; so ist's recht. Wir wollen lieber am Alten hängen und wenigstens träumen von den glücklich-sonnigen Stunden, die wir verlebt haben miteinander.

Pflicht

Ob eine Pflicht groß oder klein sei, sie bleibt stets Pflicht, sie ist der erste Ruf Gottes an uns. Nur die Menschen, die in kleinen Dingen treu sind, werden es auch bei großen sein, und die Menschen, die in alltäglichen und geringen Sachen ihre Pflicht erfüllen, werden sie auch bei großen Gelegenheiten erfüllen.

C. Klingsley.

Der höchste Begriff sich begründet:
Begriff der Pflicht! ihn ewig festzuhalten,
Genügt der Liebe Glut, die euch entzündet,
Genügt des Glaubens Kraft, die euch begeistert.

E. v. Feuchtersleben.

Die Pflicht begleitet uns durchs ganze Leben, vom Eintritt in dasselbe bis zum Austritt, als Pflicht gegen Vorgesetzte, als Pflicht gegen Untergebene, als Pflicht gegen Gleichgestellte, als Pflicht gegen Mitmenschen und als Pflicht gegen Gott.

S. Smiles.

Auch der ungewöhnlichste Mensch ist gehalten, seine ganz gewöhnliche Schuldigkeit zu tun.

M. v. Ebner-Eschenbach.

Mancher reich begabte Mensch geht zu Grunde, weil ihm eins fehlt: Pflichtgefühl.

O. v. Leixner.

Ich bin alt geworden; Vater und Mutter sind längst vorausgegangen ins stille Reich der Geister, haben Abschied genommen für immerda! Der lange Abend kommt, der Lebenswinter naht, bald folge auch ich. Du aber, meine liebe alte Wiege, bleibst zurück, um vielleicht noch andere glücklich zu machen, so Gott will. Ach, wieviele hast du ja beglückt in deinem langen Lebenswandel, schaukelnd und immer treugesinnt! —

Meine Wiege! — Holdselige Erinnerung, entschwebe mir nicht! — Dir sollte der Ehrenplatz gebühren in der großen Wohnstube mit dem freundlichen Kachelofen. Und die alte, mollige und wollige Mieze-Katze, wie oft hat sie auf dem Boden vor dir gesessen und mich gleichsam treu behütet und bewacht, wenn wir allein waren, wenn ich schlief! Und wie oft hat sie mit zufriedenem Schnurren zu mir hereingeblinzelt; da konnte sie nicht widerstehen: Ein Satz, und drinnen war sie und legte sich kameradschaftlich zu mir, derweil ein Vögelein ans Fenster pickte und neidisch war ob so vielen Glücks. —

Ja, das waren schöne Zeiten, als die Wiege noch in Ehren stand! Das waren glückliche Stunden, frohe Tage! Und mein Segenswunsch soll dieser sein: Ziehe Wiege, erfülle deinen Beruf wieder, stehe nicht müßig beim alten Gerümpel auf der Bühne des Hauses! Der Ehrenplatz soll dir wieder werden im Wohnzimmer eines jeden Hauses! Dann zieht auch bestimmt wieder Glück, Segen und sonnigfröhliches Leben ein ins Erdendasein. Drum sei mir gegrüßt, du liebe alte Wiege! —

Johannisnacht

Von Hans Gäfgen.

In Purpur und Gold verströmt der Tag sein Leben. Dämmerung läßt ihre grauen Schleier niederwehen auf Erde und Menschen. Und leise kommt die Nacht.

Eine letzte Sense geht schwer und rauschend durch blühende, duftende Wiesen. Die Halme und Blumen fallen im sinkenden Tag.

Und nun glüht es auf da und dort mild und funkelnd. Hin und wieder, auf und ab geht das wogende Treiben, tausendfach glitzernd und leuchtend. Als ob die Seelen der Gräser und Kräuter, die sterben mußten mitten in wonniger Sommerpracht, gelöst von Erdenschwere, selig und trunken durch die blausilberne Nacht schwebten.

In den Aehrenfeldern aber, die noch stolz und wogend stehen, ist ein Flüstern und raunendes Sprechen, als ahnten auch sie schon ihr Geschick und wüßten, daß alles Blühen der Erde vergänglich.

Eine späte Lerche steigt auf und schwingt sich, dem schlummernden Tag selige Weisen singend, höher und höher.

Fein geschwungen, erwacht der silberne Mond am dunkelblauen Himmel und tausend Sterne schlingen den funkelnden Reigen.

Wilder Wein

Eine Geschichte zur Johannisnacht.

Von Berthold Langen.

Die Mauer, die die beiden Gärten trennte, lief von Nord nach Süd. Die eine Seite hatte Wärme und Sonnenschein im Ueberfluß, die andere lag im Schatten und bot sich den kalten Nordwinden dar. Edler Wein rankte sich im Süden an einem Spalier, von der anderen Seite her kletterte der wilde Wein mit seinen langen Fangarmen herüber. Es war wie ein stiller, zäher Kampf zwischen den beiden. Auf der einen Seite geführt mit Geduld und stiller Ausdauer, auf der anderen mit wilder Angriffslust und wuchernder Ungezähmtheit. So manches goldene Traubenbüschel mußte sich gefallen lassen, daß die breiten, fächerartigen Blätter des Wilden es beschatteten, und manche Rebe wurde von seinen wuchernden Schlingen umklammert und erstickt.

Es hätte nicht zu sein brauchen, wenn eine ordnende Hand dagewesen wäre, die weise Grenzen gezogen und ein jedes an seinen Platz gewiesen hätte. Aber daran fehlte es. Wenn alles sonst in den Gärten gepflegt und geordnet war, diese Mauer überließ man sich selbst; sie stand wie ein Rührmichnichtan, ein Stück Natur, dem der Menschenwille fernblieb.

Einst waren Bälle über diese Mauer geflogen und Scherzworte. Und ein wildes Bubengesicht war oben erschienen und hatte sich hinübergebeugt. Dann war ein scheues Mädchenkleid stets erschreckt davongeflogen. Ach, der böse Bube drüben war des kleinen Mädchens großer Schreck. Schon als Kind hatte man sie damit geängstigt, und seit einmal, als sie gerade ahnungslos im Garten spielte, dies Gesicht mit dem wirren Haar, den brennenden Augen und den heißroten Wangen plötzlich vor ihr aufgetaucht und räuberisch auf sie zugesprungen war, zitterte sie bei jedem Aufenthalt im Garten davor, daß es wieder einmal oben über der Mauer auftauchen und ihr Dummheiten, Bosheiten, Spöttereien zuwerfen konnte.

Eine geheime Angst hielt sie davon ab, sich den Eltern anzuvertrauen, obwohl sie es schon vielemal geplant hatte. Sie fürchtete sich vor des Buben Rache, und so trug sie ihre Jugend durch an dieser Feindschaft, die wie ein Naturereignis mit herangewachsen war. Dabei wußten sie nichts voneinander, nur den Namen gerade. Wer hat in der Großstadt Interesse an dem Nachbarn, rein nur aus nachbarlichen Gründen? In den von Gärten eingeschlossenen Villen wohnt man ferner voneinander als in kleineren Städten von einem Stadtende zum anderen.

Auch das allmähliche Heranwachsen hatte nichts daran geändert. Wie oft war der Sechzehn-, Siebzehnjährige noch mit seinen Kumpanen im Garten nebenan umhergetollt, wie oft waren Papierstücke und schimmere Dinge hinübergeflogen, wie oft hatte man ihr Frechheiten, Liebenswürdigkeiten bunt durcheinander zugerufen. Und wie war sie einmal erschrocken, als sie, abends spät in den Garten hinaustretend, auf der Mauer oben, vom Monde beschienen, eine Reihe vermummter Gestalten, reglos stehend, bemerkt hatte, die ihr, als sie hinblickte, schließlich mit phantastischen Gebärden zuwinkten — ein Scherz der die Johannisnacht feiernden Kommilitonen. Sie war ins Haus zurückgeflohen und hatte sich zum ersten Mal Gedanken darüber gemacht, warum gerade sie zum Ziel all dieser Bübereien auserkoren war. Und war nicht recht mit sich ins Reine gekommen.

Nun war schon seit einer langen Weile Ruhe. Jahre waren darüber hingegangen. Kaum ein Laut drang noch aus dem Garten nebenan in den ihren hinüber, und sie hatte begonnen, sich sicher zu fühlen. Ja, sie ging jetzt sogar mit Vorliebe den Weg an der Mauer entlang. Ach, er war so schön, dieser Weg. Wohltätig strahlte die Wärme, die die Mauer während des Tages eingeatmet hatte, bis in die späte Nacht von ihr wieder, und die Reben hingen so demütig und fruchtbar an ihr nieder — ja, war diese Mauer nicht wie ein Wohltäter, der schützte und wärmte? Und war es schließlich nicht doch Ohnmacht, hilflose Ohnmacht, wenn der wilde Wein oben seine Ranken herüberreckte? Sie hatte die Macht, diese Ranken abzuschneiden, wenn sie wollte. Doch dann schrie es vielleicht in ihnen auf, und ein Saftstrom entquoll — hatten die Pflanzen nicht auch ihr Leben? Nein, mochte geschehen, was da wollte, sie rührte die Ranken nicht an.

Und wieder war Johannisnacht. Betäubend dufteten alle Blumen, ein heller Himmel stand über der Erde, tief im Gebüsch glühn die Johanniswürmchen. Sie saß an der Mauer auf einer Bank, die ihr Lieblingsplätzchen geworden war. Zu beiden Seiten hingen die Ranken des Weines tief hernieder und trugen die feinen goldigen Blüten wie eine kleine Welt von Sternen.

Da hörte sie Tritte auf dem Kies des nebenan liegenden Gartens, und bald auch Worte. „Ist das kleine Mädel von drüben auch noch da?"

Ihr klopfte das Herz. Sie lauschte gespannt.

„Ich glaube ja", war die Antwort.

„Ein prächtiges Mädel. Möchte sie mal wiedersehen. Weißt Du noch, wie mal in der Johannisnacht da oben standen? Ich sehe sie noch, wie sie erschreckt in ihrem weißen Kleid davonstob."

„Was machst Du denn jetzt?"

„Ich muß mal hinüberschauen."

Sie hörte, wie eine Leiter angestellt wurde. Gerade gegenüber der Stelle, wo sie sich befand. Ein Schreck durchzuckte sie. Sie wollte aufspringen, aber sie konnte nicht. Wie Blei lag es in ihren Gliedern.

„Immer ist noch der alte Junge zu Dummheiten aufgelegt", hörte sie.

Darauf spürte sie, wie oben jemand die Ranken beiseiteschob und sich hinüberbeugte, gar nicht hoch über ihrem Kopf. Und dann — ja dann fuhr eine Hand zwischen den Ranken hindurch hernieder — fast berührte sie ihr Haar. Dann aber vernahm sie einen leisen Schrei: „Oooh —" Der abendliche Besucher mußte sie entdeckt haben. „Ich bitte tausendmal um Verzeihung, gnädiges Fräulein, ich ahnte nicht — konnte nicht ahnen —"

Sie stand auf, im Begriff hinwegzugehen.

„Gnädiges Fräulein", flehte die Stimme, „bitte seien Sie nicht böse. Ich weiß, ich habe keine Verzeihung verdient — obwohl ich jetzt Veranlassung nehmen möchte, sie um Entschuldigung zu bitten für alles, was ich Ihnen als böser Bube angetan habe. Auf unserer Seite wächst nun einmal wilder Wein — doch auch er hat etwas Gutes: er ist zäh und lebensvoll und weicht keinem Sturm, keinem Wetter, und was er einmal umklammert hat, das hält er fest mit seinen tausend Ranken."

Etwas in der Stimme rührte sie. Und zugleich überkam sie die Komik der Situation, und der Uebermut der Johannisnacht erwachte. Sie drehte sich um und lachte leise. „Ich kann zwar in der Dunkelheit nicht erkennen, ob Sie derselbe böse Bube sind, der mich einst erschreckte, aber an Ihrer Kühnheit gemessen, könnte es fast so scheinen."

Die Gestalt auf der Mauer schwang sich plötzlich auf, sprang hinüber, und in einem Augenblick stand der Mann neben ihr.

Er hielt ihr einfach die Hand hin: „Gnädiges Fräulein, ich habe mich wenig verändert, wie Sie sehen. Bitte, sagen Sie, daß Sie mich als ihren Jugendschreck erkennen."

Sie sah ihm in die Augen. Es war ein braunes Antlitz mit hellen lebhaften Augen. Durch den Sprung war das Haar in Unordnung geraten und hing wirr über die Schläfen, ganz wie bei dem Jungen von ehemals.

Sie lächelte wieder und gab ihm zögernd die Hand: „Ja, ganz so sahen Sie aus — das Haar trugen Sie ebenso wirr —"

Er strich sich über den Kopf. „Und doch bin ich wiederum auch ein anderer", sagte er, „das erkennen Sie daran, daß ich jetzt so gar nicht selbstbewußt vor Ihnen stehe."

Er wurde leiser. „Immer schon fühlte ich, daß Sie eine Verwandtschaft mit der edlen Rebe hatten, die ja an Ihrer Mauerseite wächst. Und vielleicht war gerade dies Stille, Edle und Vornehme der Grund, daß ich böser Knabe Ihnen wehtun wollte."

Sie gingen nebeneinander die Parkwege entlang. Er erzählte sein Leben und seine Schicksale. Und ihre Gedanken zogen mit seinen Worten hinaus über die enge Gartenmauer in unbekannte Fernen, wo der Rhythmus des Lebens heiß und lebendig pochte.

„Jetzt aber ist Johannisnacht", schloß er. „Jetzt können einmal unsere Träume und Sehnsüchte erwachen. Und deshalb habe ich auch heute in den elterlichen Garten zurückgefunden — und sogar den Weg über die Mauer, wie in früheren Zeiten."

Als sie schieden, lag ihre Hand fest in der seinen. Lachend nahm er dann wieder den Weg zurück, den er gekommen war. In ihr aber wuchs aus seligen Tränen eine heiße Sehnsucht empor, und in dieser Nacht ward ihr Kissen naß von Tränen.

Am nächsten Morgen waren die vielen winzigen Sterne von den Weinranken abgefallen, und die ersten Ansätze zu kleinen Früchtchen blickten scheu in das Tageslicht.

Unser Schaffner

Von Hildegard G. Fritsch.

Sonnabends um 2 Uhr fährt auf einer bestimmten Strecke ein bestimmter Straßenbahnzug mit einem bestimmten Schaffner. Es gibt manche Menschen, die alle Bahnen der gleichen Richtung und Nummer vorüberfahren lassen und auf diesen einen Wagen warten. Und warum? Nicht etwa weil der Wagen neuer oder bequemer wäre — im Gegenteil, er ist meist so überfüllt, daß keine Stecknadel zur Erde fallen kann — aber der Schaffner hat es uns angetan, unser Schaffner!

„Weiter in den Wagen treten, die Herrschaften!" ertönt seine Stimme. Ich bleibe jedoch auf der Plattform stehen, denn es ist nicht leicht in den Wagen zu gelangen.

„Na, Fräuleinchen! Woll'n Se nicht auch mal versuchen, Ihre lieblichen Beinchen eine Stufe höher zu stellen?" sagte er milde zu mir.

Ich versuche es lächelnd, komme aber nur mit einem Bein in den Wagen hinein. Da tritt der Schaffner vor, ich habe gerade noch Zeit, vor seinen kompakten Schuhen meine Zehen zu retten, und schiebt mit beiden Händen die Fahrgäste in den Gang.

„Sie müssen eben mehr mensendicken, Fräuleinchen! Sehn Se, bei mir geht das gleich! Nun kommen Se man und treten Se näher!"

Alles lacht. Ich trete in den Wagen an die frei gewordene Stelle. Inzwischen kassiert er auf der Plattform. Ein Backfisch mit einer Büchermappe unter dem Arm reicht ihm das Fahrgeld.

„Na, bis zur Schnle, Fräuleinchen? — Das is man recht — immer wat for de Bildung tun — hab ick doch jemußt, wenn ooch zum Knipsen der Billjetter nich viel dazu jehört!"

Haltestelle. Ein altes Mütterchen steigt ein. Er klingelt ab.

„Na, Mütterchen? Ein bißchen sitzen, ja? Na, komm man, Mütterchen!"

Mit dem linken Arm greift er an mir vorbei nach dem ersten Sitz im Wagen und zieht einen jüngeren Herrn am Arm.

„Komm' Se man, komm' Se man — Mütterchen müssen Se sitzen lassen — jawoll!" und placiert „Mütterchen" auf den freigemachten Sitz.

„Wo woll'n Se denn hin, junger Mann!" fragt er den Ermittierten.

„Ins Theater! So, so! Na, da können Se ja nachher noch lange jenug sitzen!"

Dann kassiert er weiter.

„Wo willste denn hin, Mütterchen? 'nen Fahrschein willste haben? So — jib man det Portsmonä her, ick hol mir schon die zwanzig Fennje rans. Nee, keene Angst, Mütterchen — so — siehste woll — hier is det Portsmonä und hier det Billjett! Meine Alte zuhause machts ooch so mit mir, abber da is denn immer mehr weg als zwanzig Fennje! — Alles dran jewejen?"

Es meldete sich niemand, der noch nicht „abgefertigt" ist, und unser Schaffner schmunzelt, reibt sich die Hände und sagt:

„Na, det hätten wir ja jeschafft! Der Wagen is nu voll!"

Er überblickt mit seinem runden freundlichen Gesicht väterlich die Schar seiner Fahrgäste. Dann hängt er ein großes Schild heraus, auf dem zu lesen steht: „Besetzt!"